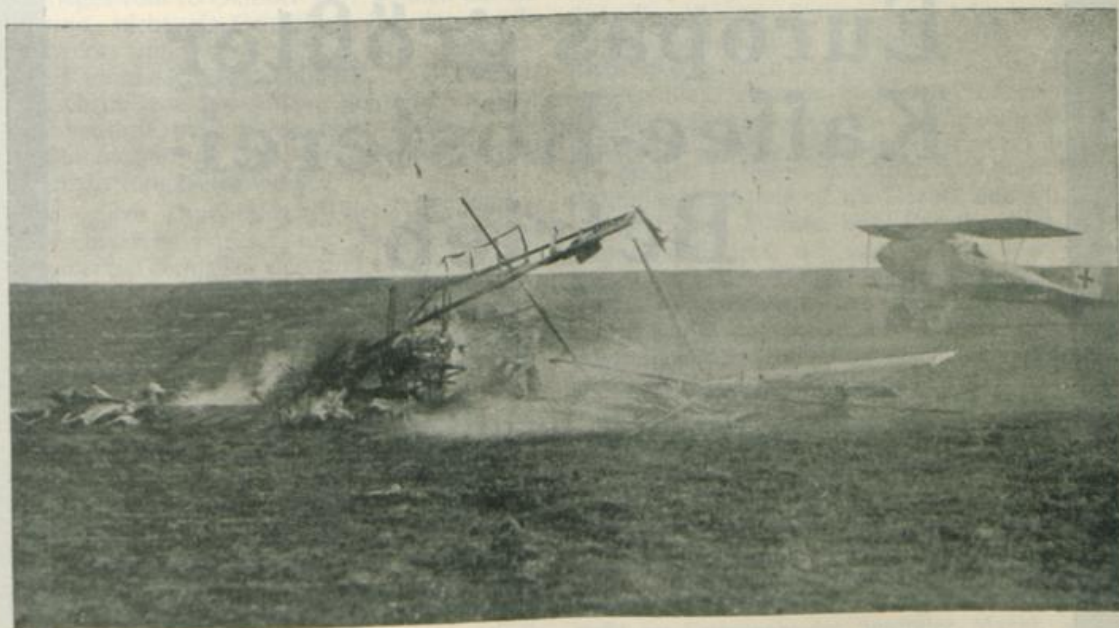




The header features a central illustration of an eagle with its wings spread, perched on a laurel wreath. To the left is the German tricolor flag (black, white, red), and to the right is the Swiss flag (red with a white cross). The background consists of radiating lines emanating from behind the eagle. Below the illustration, the title is written in a large, black, Gothic-style font.

Deutsche Internierten Zeitung.



Brennend abgeschossenes Flugzeug.



Europas größter Kaffee-Rösterei- Betrieb

— • —
Verkaufsfilialen in allen größeren
Schweizer Städten.



Internierung oder Hospitalisierung.')

Von Dr. Otto Reichel, Leutnant d. R.

Neu wie viele der Zerstörungsmittel, die der Krieg in seiner Entwicklung gezeitigt hat und gleich ihnen in keinem Völkerrecht und Abkommen vorgesehen, ist die Internierung minderschwerverwundeter und kranker Kriegsgefangener in neutralen Ländern, wie sie dieser Krieg gebracht hat, erwachsen aus den charitativen Bestrebungen, soweit als möglich die Wunden zu heilen, die das gigantische Völkerringen geschlagen hat. Denn die beiden Artikel der internationalen Vereinbarungen, die für die Verhandlungen der kriegführenden Parteien und der beteiligten neutralen Mächte über die Internierung angezogen wurden, Artikel 2 der Genfer internationalen Übereinkunft vom 6. Juli 1906 und Artikel 14 des Haager Abkommens, betreffend die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Fall eines Landkrieges vom 18. Oktober 1907, können nur als Anregung, nicht als Grundlage für das große Liebeswerk angesehen werden, mit dem die Schweiz für die Kriegsgefangenen der westlichen Kriegsschauplätze den Anfang gemacht hat und das hoffentlich bald durch einen anderen der neutralen Staaten für die der östlichen Kriegsschauplätze fortgesetzt wird.

Die ganze Durchführung der Internierung minderschwerverwundeter und kranker Kriegsgefangener hat dermaßen viele und einschneidende Abweichungen von den Bestimmungen der angezogenen Artikel gebracht, daß heute der aus Gesundheitsrücksichten internierte Kriegsgefangene einen vollkommen neuen Begriff des Völkerrechts darstellt.

Von den beiden angezogenen Artikeln soll nur Artikel 2 der Genfer Übereinkunft in den Rahmen der Betrachtung gestellt werden. Artikel 14 des Haager Abkommens, betreffend die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkrieges vom 18. Oktober 1907, kann für die Internierung überhaupt nicht angezogen werden, was in einem folgenden Aufsatz über „Die völkerrechtliche Grundlage der Hospitalisierung“ nachgewiesen werden soll.

Artikel 2 der Genfer internationalen Übereinkunft lautet:

*) Dieser Artikel entstammt den Vorarbeiten zu einer Denkschrift über die Internierung deutscher Kriegsgefangener in der Schweiz.

„ . . . Den kriegsführenden Parteien bleibt es indessen unbenommen, die ihnen angemessen scheinenden besonderen Abmachungen zugunsten der kranken und verwundeten Gefangenen zu treffen. Sie können namentlich vereinbaren:

den Austausch der auf dem Schlachtfeld gebliebenen Verwundeten, die sie nicht als Kriegsgefangene behalten wollen;

die Übergabe Kranker und Verwundeter des Gegners an einen neutralen Staat, der sie zu übernehmen gewillt ist und sich verpflichtet, sie bis nach Beendigung der Feindseligkeiten zu internieren.“

Durch die Anlehnung an den französischen Text des Artikels 2 der Genfer Übereinkunft kam „internieren“ in die deutsche Fassung und damit der Ausdruck „Internierter“ für zwei ganz verschiedene Begriffe in den Sprachgebrauch, für den Begriff im Sinne des Artikels 2 der Genfer Übereinkunft, worunter die verwundeten und kranken Kriegsgefangenen verstanden werden, die einer neutralen Macht übergeben sind mit dem Auftrage, sie bis zur Beendigung der Feindseligkeiten in Gewahrsam zu halten und für den Begriff im Sinne des Artikels 11 des Haager Abkommens betreffend die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkrieges, der von Truppen der kriegführenden Heere, die auf neutrales Gebiet übertreten sind, handelt. Der einschneidende Unterschied beider, der eine sprachliche Unterscheidung wünschenswert und nötig erscheinen läßt, liegt einerseits in ihren Eigenschaften bei der Internierung, andererseits in ihrer völkerrechtlichen Stellung während ihres Aufenthaltes auf neutralem Gebiet. Einer Beleuchtung bedarf nur das zweite unterscheidende Moment.

Truppen der kriegführenden Heere, die auf das Gebiet einer neutralen Macht übertreten sind, sind von ihr zu internieren und zwar soweit als möglich vom Kriegsschauplatz entfernt. Es steht im Ermessen der neutralen Macht, sie in Lagern zu verwahren und sie auch in Festungen oder in andern zu diesem Zweck geeigneten Orten einzuschließen. Es hängt von ihrer Entscheidung

ab, ob Offiziere, die sich auf Ehrenwort verpflichten, das neutrale Gebiet nicht ohne Erlaubnis zu verlassen, frei gelassen werden können. (Art. 11.) Ein Anspruch der feindlichen Macht auf ihre Auslieferung besteht nicht, ebensowenig für die neutrale Macht das Recht, sie aus irgendwelchem Grunde der feindlichen Macht auszuliefern.

Vollkommen verschieden davon ist die völkerrechtliche Stellung des Internierten im Sinne des Artikels 2 der Genfer Übereinkunft. Die Akten über die Internierungsverhandlungen zeigen, daß zumal über der Grundfrage verschiedene Ansichten bestanden: Bleibt der aus Gesundheitsrücksichten im neutralen Land Internierte Kriegsgefangener der Macht, in deren Gewalt er gefallen war oder wird er mit Betreten des neutralen Bodens Internierter der betreffenden neutralen Macht im Sinne des Artikels 11 des Haager Abkommens. Die Unterhandlungen zeigen im Anfangsstadium ein Hinneigen zu ersterer Auffassung, so ein Votum des preußischen Kriegsministeriums zu den Internierungsverhandlungen, in dem für die Bekleidungsfrage der Internierten der Artikel 7 des Haager Abkommens betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges angezogen wird. Dieser Artikel besagt:

„Die Regierung, in deren Gewalt sich die Kriegsgefangenen befinden, hat für ihren Unterhalt zu sorgen. In Ermanglung einer besonderen Verständigung zwischen den Kriegführenden sind die Kriegsgefangenen in Beziehung auf Nahrung, Unterkunft und Kleidung auf demselben Fuße zu behandeln, wie die Truppen der Regierung, die sie gefangen genommen hat.“

Hier tritt die Ansicht, daß der Internierte Kriegsgefangener der feindlichen Macht bleibt, klar hervor. Die gleiche Auffassung zeigt der Gedanke, die geheilten Internierten zur Entlastung der Schweiz in Kriegsgefangenschaft zurückzusenden. Daß man ihn im Verlaufe der Unterhandlungen fallen ließ, geschah lediglich in Erwägung der Härte, die für den Betroffenen darin gelegen hätte.

Das jetzt im Gebrauch stehende Prinzip, nach dem der Internierte der Jurisdiktion des Staates, in dessen Gewalt er als Kriegsgefangener gefallen war, entzogen ist und den Gesetzen und Anordnungen untersteht, die im Heere des neutralen Staates, dessen Internierter er ist, gelten, ist aus der freien Vereinbarung der beteiligten Mächte entstanden. Völkerrechtlich festgelegt ist es nicht.

Sein Zustandekommen ist auf die Initiative Deutschlands zurückzuführen, das in den Verhandlungen bald mit dem Vorschlag auftrat, daß

die eigene Regierung die Besoldung, Verpflegung und Bekleidung der Internierten übernehmen solle. Mit der Annahme dieses Vorschlages kam ein Teil der wichtigsten völkerrechtlichen Bestimmungen, die das Verhältnis des Kriegsgefangenen zur feindlichen Macht regelt, in Wegfall. Das Verhältnis war verschoben und der erste und bedeutungsvollste Schritt zu der jetzt geltenden Auffassung getan.

Der einschneidende Unterschied aber, der jetzt noch besteht, liegt in dem Rechte des neutralen Staates, unbotmäßige oder verbrecherische Internierte als schärfste Bestrafung in die Kriegsgefangenschaft zurückschicken zu können. Die Einräumung dieses Rechtes, — wenn es auch auf den Internierten im Sinne des Artikels 2 der Genfer Übereinkunft beschränkt bleibt — bedeutet eine einschneidende Abweichung von der völkerrechtlichen Auffassung des Internierten und ist letzten Endes zurückzuführen auf Rückstände, die von der aufgegebenen Auffassung geblieben sind, daß der aus Gesundheitsrücksichten Internierte Kriegsgefangener der ihn internierenden Macht bleibt.

In der gleichen Ursache wurzelt auch die Vereinbarung über die Rapatriierung von Internierten, die bestimmt, daß neben dem Gutachten dreier neutraler Ärzte, die Genehmigung der Regierung, deren Kriegsgefangener der Internierte war, nötig ist.

Andere Abweichungen in der Ausführung vom Texte der Übereinkunft, wie diejenige, welche die dem neutralen Staate obliegende Bewachung durch die Garantien der kriegführenden Mächte entflohenen Internierte dem neutralen Staate zurückzuliefern, ersetzt, sind sekundärer Natur. Sie lassen den Inhalt des Abkommens unberührt und ändern, ungeachtet der großen Bedeutung, die sie für den Internierten haben, nichts an seiner völkerrechtlichen Stellung.

War es schon nicht sinngemäß, vor dem Kriege für zwei so verschiedene Begriffe, wie sie der Internierte im Sinne des Artikels 2 der Genfer Übereinkunft und des Artikels 11 des Haager Abkommens darstellt, die gleiche Bezeichnung zu führen, so wird durch die verschärfte begriffliche Gegensätzlichkeit, welche die praktische Anwendung von Artikel 2 der Genfer Übereinkunft brachte, eine sprachliche Unterscheidung noch wünschenswerter und notwendiger erscheinen.

Eine Befriedigung dieser Forderung bringt die päpstliche Note, indem sie für den erstgenannten Begriff einen neuen Ausdruck prägt und von Hospitalisierung und Hospitalisierten spricht.

Ein kurzer Rückblick auf die Entstehung, Anlage und Entwicklung der Schlacht bei Arras

(bis einschließlich 14. April 1917).

Als die deutsche Front im Bogen vorwärts der Sehne Arras—Vailly sich, unbemerkt von dem

Gegner, losgelöst hatte, standen Engländer und Franzosen einer neuen Kriegslage gegenüber. Sie

faßten rasch den zweckmäßigsten Entschluß, in der Front nur mit so starken Kräften zu folgen, als die Sicherung gegen ernstliche Rückschläge geboten erscheinen ließ, alle überflüssigen, zur Offensive bereits versammelten Truppen und Materialien aber — soweit irgendwie durchführbar — baldmöglichst auf die Flügel herauszuziehen, um durch Angriff außerhalb der Drehpunkte die neue sog. Hindenburgstellung aus ihren Angeln zu heben.

Demgemäß gruppierten die Franzosen ihre Reserven dergestalt um, daß diese bei und westlich von Reims bereitgestellt wurden, während die Engländer ihrerseits eine Offensivgruppe in der Gegend von Arras sammelten.

Aus dieser allgemeinen Lage heraus hat sich die Schlacht von Arras entwickelt. Daß sie so bald (nur drei Wochen nach Eintritt der eingangs erwähnten neuen operativen Lage) einsetzen konnte, erklärt sich daraus, daß die Engländer im Rahmen ihrer ursprünglich geplanten Frühjahrsoffensive zweifelsohne auch im Raume von Arras Nebenoperationen beabsichtigt und dementsprechende Vorbereitungen bereits getroffen hatten, so daß diese nur noch erweitert zu werden brauchten.

Es ist selbstverständlich, daß all dies seitens der deutschen Heeresleitung klar vorausgesehen wurde. Zweifel werden jedoch in solchen Lagen stets hinsichtlich der genauen Zielpunkte einer gegnerischen Offensive herrschen.

Daß der Vimyrücken solch Operationsziel sein würde, dürfte infolge der Wichtigkeit dieser Stellung als sicher angenommen werden; ob sich die englische Offensive aber auf den angrenzenden Nord- oder Südabschnitt oder auf beide ausdehnen, und wo der Hauptstoß geführt werden würde, war nicht mit derselben Sicherheit voraus zu bestimmen. Mancherlei Gründe sprachen für die Wahrscheinlichkeit eines englischen Stoßes beiderseits von Lens.

Wenn also auch bei dieser Schlacht ein Moment der Überraschung mitgesprochen haben sollte, so dürfte es in der Wucht des englischen Stoßes zwischen Scarpe und Cojeul sowie in der Anlage der in diesem Abschnitt durchgeführten Operationen bestanden haben.

Diese zielten nämlich offenbar auf einen Durchbruch beiderseits der Straße Arras-Cambrai hin unter gleichzeitiger starker Fesselung des Gegners sowohl beiderseits der Straße Bapaume—Cambrai als auch in der Linie Arras—Lens. Zu diesem

Zwecke wurde im Nordabschnitt (d. h. bis zur Scarpe einschließlich) der rechte Flügel stark gehalten, im Südabschnitt der Hauptstoß auf den linken Flügel in zweifacher Weise eingeleitet: Einmal durch Angriff aus der Linie Henin-sur-Cojeul—Agy (südlich Arras) in nordöstlicher, sodann aber vor allem aus Arras heraus und zwar beiderseits der nach Cambrai führenden Straße in südöstlicher Richtung. Hieraus ergibt sich ohne weiteres das Bild eines starken Zentrums mit zwei angehängten Flügeln, d. h. der Keilform, mit der Hauptrichtung von Arras auf Cambrai.

Infolgedessen sehen wir auch, wie die Engländer am 9. und 10. April im Norden nur langsam Gelände gewinnen, im Süden (bei Bullecourt) sogar einen empfindlichen Rückschlag erleiden, im Zentrum aber bis etwa 8 km südöstlich von Arras, an der Scarpe bis einschließlich Fampoux vorstoßen. Wäre es ihnen gelungen, in diesem Anlauf auch noch den Schlüsselpunkt der ganzen zwischen Scarpe und Cojeul gelegenen Stellung, Monchy-le-Preux, zu nehmen, so hätten sie vielleicht ihr Ziel, den Durchbruch, erreicht. Wie nahe sie sich diesem Ziele geglaubt, beweist der Einsatz von Kavallerie, nachdem ihnen am 11. vormittags das genannte Dorf in die Hände gefallen war.

Inzwischen waren jedoch starke Reserven angelangt, die in dem welligen und zum Teil bewaldeten Gelände östlich dieser Ortschaft dem englischen Vorstoß ein verlustreiches Halt gebieten konnten und so ist mit dem 11. April die Krise glücklich überstanden.

Während man den Operationen von diesem Zeitpunkt an bis zum 13. einschließlich trotz ihrer Heftigkeit nur sekundäre Bedeutung beimessen kann, haben die Engländer anscheinend am 14. nochmals einen Durchbruchversuch großen Stils beiderseits der Straße Arras—Cambrai gemacht, ohne jedoch nennenswerte Erfolge zu erzielen. Die deutsche Heeresleitung dürfte somit das Heft wieder fest in der Hand haben.

Die englischen Operationen bei Arras sind geschickt angelegt und ohne Zweifel mit rücksichtslosem Kräfteinsatz ausgeführt worden. Die Tatsache, daß der Stoß trotzdem schon nach 48 Kampfstunden pariert werden konnte, beweist klarer, als Worte es vermöchten, die Zweckmäßigkeit des jetzt auch an der deutschen Westfront herrschenden Verteidigungssystems.

Graf Bassewitz.

Die Kriegslage.

(Bis zum 22. April).

Aus anderer Feder wird heute die strategische Lage an der französischen Front bis zum 14. April nochmals klar gelegt. Aus dieser heraus haben sich die großen Kämpfe der dritten Aprilwoche entwickelt, die sich mit einigen ruhig gebliebenen Zwischenstrecken nun über eine Linie von 215 km erstrecken.

Diese ganze Front besteht aus zwei Flügeln. Der eine in der Hauptsache von Nordnordwest nach Südsüdost gerichtete läuft von Loos bis Condé bei Vailly an der Aisne. Unsere Frontstrecke von der Nordsee bei Westende bis Loos mißt 80 km in der Luftlinie, dieser an sie anschließende Nordflügel der Schlacht 130 km.

Der andere von Condé fast genau von Westen nach Osten streichende Teil der Kampflinie erstreckt sich über 85 km bis St. Hilaire-le Grand an der Suippe. Von dort läuft die Front in derselben Richtung weiter bis zur Maas nördlich Verdun weitere 60 km quer über den Argonner Wald (Varennes, Vauquois) anschließend.

Die englisch-deutsche Schlacht bei Arras, die am 2. Ostertage begonnen hatte, wurde nach einer mehrtägigen Pause wieder aufgenommen, und zwar zunächst am 14. mit einem großen Vorstoß gegen Lens, der die Engländer im Westen näher an die Stadt heranbrachte, und sie auch etwa 10 km weiter südlich bei Vimy einige Kilometer weiter nach Osten fortschreiten ließ. Zugleich wurde ein starker Angriff auf der südlichen Hälfte des 40 km langen Abschnittes von Loos bis zur schnurgeraden Straße Bapaume—Cambrai, d. h. also zwischen der Scarpe und dieser Straße vorgetragen. Während hier auch am folgenden Tage heftig weiter gefochten wurde, herrschte nördlich der Scarpe verhältnismäßige Ruhe. Aber am 16. tobte die Schlacht zugleich auf der nördlichen Hälfte und dem südlichen Viertel des ganzen Abschnittes, an diesen beiden Tagen ohne ausgesprochene Vorteile für die Engländer, deren 900 Gefangenen während dieser drei Tage 1000 auf deutscher Seite entgegengestellt werden.

Vom 17. ab sind von hier sowie aus dem nächsten nach Süden folgenden Frontabschnitt von der Straße Bapaume—Cambrai bis St. Quentin (ebenfalls 40 km), der den rechten Flügel der englischen Stellungen darstellt, keine erheblichen Gefechte zu melden.

Indessen heißt es in den deutschen Berichten vom 20. und 21., daß das Artilleriefeuer zwischen Loos und der Bahnstrecke Arras—Cambrai sich dauernd steigere. Das deutet auf ein Vorbringen der englischen schweren Batterien. Wahrscheinlich wird demnächst ein neuer Stoß auf diesem Nordteil der bisherigen Kampffront versucht werden, der vielleicht schon eingesetzt hat, wenn diese Zeilen den Lesern zu Gesicht kommen.

Vor St. Quentin schließen die Franzosen ihre Stellungen an die englischen an. Von hier aus bis La Fère an der Oise sind 20, von dort bis zu der Stelle (Condé), wo der Nordflügel fast rechtwinklig an den Ostflügel stößt, 30 km Luftlinie. Der erstgenannte Teil stellt mit dem angrenzenden englischen Abschnitt (zusammen also 60 km) eine der eingangs erwähnten „ruhig gebliebenen Zwischenstrecken“ dar.

Etwa 6 km südlich von La Fère liegt der große Forst von St. Gobain, an den sich nach Süden der obere Wald von Coucy anschließt. An deren Westrändern und noch weiter südlich über Neuville, Margival, Vregny hatten bis zu der Ecke bei Condé schon seit Wochen Einzelgefechte mit wechselnden Erfolgen stattgefunden. Hier setzten nun die Franzosen am 15. mit neuen Kämpfen ein, während auf dem Südflügel von Condé bis Aubérive an der Suippe (85 km) das

bereits während der ganzen zweiten Aprilwoche fast ununterbrochen tobende Artilleriefeuer am 14. und 15. April unter reichlicher Anwendung von Gasgranaten zu einem wahrhaften „Zermalmungsfeuer“ gesteigert wurde, das nach einem Ausdruck der Havas-Depeschen von geradezu „höllischer Heftigkeit“ war. Am 15. fühlten überall französische Erkundungstrupps vor, die stellenweise, z. B. in der Champagne, völlig zusammengeschossene Gräben vorfanden.

Daraufhin brach am 16. früh nach zehntägiger Artillerievorbereitung von noch nie dagewesener Furchtbarkeit der französische Ansturm von Condé bis fast Reims über eine Strecke von rund 45 km vor. Selbstverständlich wurden die ersten deutschen Linien überrannt. Die deutsche vorderste Linie lief von Condé zunächst bis Soupir am Aisne-Fluß entlang, dann in nördlichem flachen Bogen mit Craonne etwa im Scheitel, wieder zur Aisne zurück, die sie bei Berry-au-Bac kreuzte (im ganzen 35 km). Fast überall drangen die Franzosen in die erste Linie ein, auf dem östlichen Fünftel dieser Front sogar in die zweite. Der Angriff setzte sich noch 10 km von Berry-au-Bac südöstlich am Aisne-Marne-Kanal bis Courcy mit entsprechendem Erfolge fort. Am 17. begann der Sturm auch östlich Reims auf der von Prunay bis Suippe reichenden Grabenlinie von 20 km Länge, ein Schlachtabschnitt, der von dem andern durch eine ebenso lange Ruhestrecke mit der Stadt Reims in der Mitte getrennt ist; hier gelang es den Franzosen, an der Suippe entlang bis Aubérive vorzustoßen. Am selben Tage machten die Deutschen zwischen Berry-au-Bac und Reims Gegenangriffe, die eine bisher noch nicht im Feuer gewesene französische Armee auf den Plan riefen, aber auch die Anwesenheit einiger englischer Truppen an dieser Stelle feststellten.

Trotz der gewaltigen Artilleriewirkung, die den Franzosen auf den 65 km langen Angriffsfronten natürlich eine bedeutende Anzahl von Gefangenen sicherte, scheint doch auch der französische Verlust sehr stark gewesen zu sein. Denn anders ist es kaum zu erklären, daß auf ziemlich großen Teilen der ersten Angriffsfront etwa vom Mittag des 17. an eine 24 stündige Pause im Kampfe eingetreten war.

Am 15. nahm die deutsche Leitung die von Condé bis Soupir an der Aisne stehenden Truppen auf die Höhen nördlich zurück. Dagegen wurde die Stellung von Berry-au-Bac bis zum Brimont, einem nordwestlich vorgeschobenen, in deutschem Besitze befindlichen Fort von Reims, bis zum Abschluß des Berichtes trotz sehr starker Angriffe französisch-russischer Truppen gehalten. Am 19. und 20. wurde auf der ganzen Angriffsfront und außerdem noch auf dem südlichen Abschnitt des Nordflügels Condé—La Fère heiß weitergeritten. Fortschritte der Angreifer sind dort, also auf dem äußersten linken, und in der Gegend der Suippe, d. h. auf dem äußersten rechten Flügel

der gesamten Schlachtlinie gemeldet. Sie sind aber nirgends so, daß eine Durchbrechung der deutschen Stellungen vorausgesehen ist.

Mit welchen ganz gewaltigen Mitteln diese Schlacht eingeleitet worden ist, zeigt außer der alles bisherige übertreffenden Artillerievorbereitung die Nachricht, daß nördlich der Aisne unweit Berry-au-Bac auf einer Strecke von 10 km 72 unbrauchbar gemachte Panzerschlachtautos (sogenannte Tanks) liegen. Um den Fehler an der Lorettohöhe 1915, an der nach dem Hauptstoß neue Massen zur Erweiterung der örtlich errungenen Vorteile fehlten, zu vermeiden, scheinen die Franzosen (nach Aussagen von Gefangenen) starke Verbände zum Zweck der Verfolgung nach dem erwarteten Durchbruche bereit zu halten. — Bis jetzt melden sie 19000 Gefangene und 100 eroberte Geschütze, die Deutschen 3000 Gefangene.

Der große französische Ansturm hat eingesetzt, als die englische Anstrengung am Abflauen war. Ob das aus Absicht geschah, etwa um deutsche Truppenverschiebungen von Südflügel nach dem Norden zu veranlassen, oder aus andern (politischen?) Gründen oder ob es sich einfach um zeitlich verschiedene Beendigungen der Vorbereitungen zum Angriff handelt, ist heute noch nicht zu erkennen; indessen ist die Tatsache doch so auffällig, daß sie Erwähnung verdient.

Vom 21. und 22. sind nur Einzelkämpfe gemeldet, in denen vielfach die Deutschen ihrerseits zu Angriffen übergegangen sind. Es ist angesichts starker Artillerietätigkeit in verschiedenen Abschnitten nicht anzunehmen, daß die Durchbruchversuche abgeschlossen sind. Aber der erste Stoß, der gewöhnlich auch der heftigste ist, ist zu Ende gekommen. Die Lage ist dabei die folgende geworden: Die allgemeine deutsche Linie läuft wie bisher von Loos auf St. Quentin und La Fère, aber so, daß Lens jetzt ebenso wie St. Quentin etwa halbkreisförmig vom Feinde eingekreist ist. Von La Fère südwärts haben die Deutschen ihre Front um 3 bis 5 km zurückgenommen; sie erreicht hier auch nicht mehr die Aisne, sondern schwenkt bei Jony etwa 4 km nördlich von Vailly (an der Aisne) auf einem Höhenrücken, über den der sogenannte Damenweg (chemin des dames) führt, nach Osten ein, um diese Richtung rund 30 km weit bis nördlich Berry-au-Bac beizuhalten. Dort kreuzt die Kampflinie nach wie vor die Aisne in südöstlicher Richtung; ihr stärkster Stützpunkt ist hier der oben erwähnte Brimontblock nördlich Reims. Von ihm bis etwa 15 km östlich dieser Stadt, die selbst

bekanntlich seit langem in französischen Händen ist, halten die Deutschen ihre alten Stellungen. Die noch übrig bleibenden 10 km bis zur Suippe werden durch die Cornillethöhe bezeichnet, die sich in der Hauptsache in deutschen Händen befindet, allerdings von der Niederung in ihrem Westen und vom Suippetal im Osten durch vorgedrungene französische Truppenteile bedroht erscheint.

Hinter diesen ungeheuren Kämpfen an der französischen Front treten alle anderen Ereignisse so sehr zurück, daß sie nur flüchtig gestreift zu werden brauchen.

Auf dem russischen Kriegsschauplatze war fast vollständige Ruhe. Da man nach den vielfachen Verhandlungen in London, Rom und Petersburg annehmen mußte, daß gleichzeitige Angriffe von Westen und Osten auf Deutschland verabredet waren, so darf man in dem Ausbleiben jeder russischen Anstrengung, die doch hier und da trotz der Wetterverhältnisse möglich gewesen wäre, eine, wenn auch vielleicht nur vorübergehende Wirkung der Revolution erblicken.

An der rumänischen und italienischen Front die üblichen kleinen Unternehmungen.

In Mazedonien sind die Patrouillen der Engländer auf dem Ostflügel ihrer Stellung häufig geworden. Man erhält den Eindruck, daß Sarrail nach dem Scheitern seiner Märzangriffe im Westen bei Monastir nun im Osten an der Struma einen Erfolg sucht.

Bei Bagdad sind die Engländer zeitweise zurückgewichen, neuerdings aber wieder bis in die Gegend von Samarra vorgedrungen; sie melden 1200 Gefangene.

Auch an der Sinaihalbinsel haben sie wieder neuen energischen Versuch gemacht gegen Gaza vorzurücken. Indessen ist es ihnen nach türkischen Berichten trotz zweitägigen Kämpfen und kräftiger Unterstützung durch die Flotte von der See her nicht gelungen, einen Erfolg zu erzielen; sie mußten in ihre bisherigen Stellungen zurückkehren.

Aus den Luftkämpfen ist der Verlust zweier deutscher und eines gegnerischen Luftschiffes zu erwähnen, sowie die Meldung, daß Rittmeister v. Richthofen den 45. Luftsieg erfochten hat; er hat damit den gefallenen Hauptmann Bölke (40 Siege) übertroffen.

Zur See haben die Deutschen den Verlust zweier Torpedoboote in einem Gefecht im Kanal, die Engländer wahrscheinlich den eines kleinen Kreuzers durch Torpedierung zu beklagen.

Ein kurzer Vergleich der Operationen bei Arras und an der Aisne.

Die Operationen bei Arras und an der Aisne weisen in ihrer Anlage eine solche große Ähnlichkeit auf, daß die Vermutung, sie seien

einer Persönlichkeit zuzuschreiben, sehr wahrscheinlich, ein kurzer Vergleich interessant erscheint.

Hier richtete sich der erste Hauptstoß beiderseits der von Arras auf Cambrai zuführenden Straße nach Südosten, dort beiderseits der Aisne bei Berry-au-Bac nach Nordosten. Beide Operationen werden durch einen, 24 Stunden später einsetzenden und konzentrisch angelegt scheinenden Stoß auf ihrem rechten Flügel unterstützt. Hier durch Angriffe längs der Straße Bapaume—Cambrai, dort durch Verbreiten der zunächst nur bis Bétheny (nördlich Reims) angesetzten Offensive bis zur Straße Aubérive—St. Souplet. Beide Nebenoperationen haben das Gemeinsame, daß sie im späteren (gedachten) Verlauf den Hauptstoßrichtungen eine nördliche Ablenkung verliehen hätten, und zwar: dem von Arras auf Cambrai zielenden Stoß die endgültige Durchbruchrichtung gegen die Lücke zwischen Cambrai und Douai, also nordwärts der Straße Arras—Cambrai; dem beiderseits der Aisne gegen die Linie Auménancourt—Corbény angesetzten Durchbruch die spätere Richtung Réthel—Sissonne, mithin nordwärts der Aisne. Endlich laufen die Mittellote, von den Ausgangspunkten der Durchbruchversuche auf die hierfür genannten Abschnitte gefällt, in einem gemeinsamen Hauptrichtungspunkt zusammen: Namur

Betrachten wir nunmehr die Operationen der linken Flügel. Beide „hängen“ gegen ihre zum Durchbruch keilförmig vorgestaffelten Zentren; beide haben die Aufgabe, wichtige Höhenstellungen zu nehmen, um durch ihren Besitz sowohl den geplanten Durchbruch zu ermöglichen, als auch nach gelungenem Durchbruch des Zentrums dessen strategische Flanke zu decken. So sehen wir bei Arras den linken englischen Flügel um den Besitz des Vimy-Rückens kämpfen, an der Aisne den entsprechenden französischen Flügel

um das sogenannte Plateau von Craonne; und weiter erkennen wir, wie beide Operationen durch Angriffe in den äußeren Nebenabschnitten unterstützt werden: Im Norden gerichtet gegen die Linie Lens—Hulluch, im Süden gegen den Abschnitt Condé-sur-Aisnes—Vauxaillon.

Während jedoch bei Arras taktischen Überraschungen ein gewisser Spielraum geblieben war, der seitens der englischen Heeresleitung geschickt ausgenutzt worden ist, mußten die Franzosen hierauf von vornherein verzichten; denn die deutsche Stellung an der Aisne wies nur einen von Natur aus schwachen — und deshalb für einen Durchbruchversuch geradezu prädestinierten — Abschnitt auf: Bernéricourt—Craonne, der obendrein nicht lange vor Beginn der großen Schlacht durch den gelungenen deutschen Angriff bei Saigneul auf die Hälfte dieser Ausdehnung beschränkt worden war. Diesen offenkundigen Nachteil durch verstärkte und um acht Tage verlängerte artilleristische Massenwirkung auszugleichen, ist der französischen Heeresleitung nicht gelungen. Infolgedessen übertreffen die während der drei ersten Kampftage erzielten französischen Ergebnisse — trotz der ungleich breiter angelegten Aisne-Operation — die innerhalb der gleichen Zeit seitens der Engländer bei Arras verzeichneten in keiner Weise. Beiden gelingt zwar, und beide Male zu Beginn des dritten Kampftages, die Erstürmung je einer wichtigen Stellung: Den Engländern bei Monchy-le-Preux, den Franzosen im Abschnitt La Ville-aux-Bois—Craonne. In beiden Fällen kommt aber der Erfolg zu spät, und beiden Angreifern bleibt deshalb die Gewinnung des erstrebten Zieles, der strategische Durchbruch, versagt.

Graf Bassewitz.

Wir Internierten und die Unsern daheim.

Es ist ein eigenartiges Dasein, welches wir als Internierte führen. Wir leben im vollsten Frieden, manche unter uns bereits ein volles Jahr lang. In der Region Zentralschweiz und in Zürich oder Bern sieht man gelegentlich wenigstens einmal einen Franzosen oder Engländer und hört man bisweilen den dumpfen Schall der ganz schweren Geschütze aus dem Elsaß herüber und wird so daran erinnert, daß der Krieg noch fort dauert. Wo auch das fehlt, sind es nur die Zeitungsnachrichten und die Tatsache, daß wir uns selbst in der schönen Schweiz statt zu Hause befinden, die uns den Krieg unmittelbar merken lassen.

Durch diese Ausschaltung aus dem Kriege selbst und zugleich aus dem Kriegsleben unseres daheim für die Kriegsführung arbeitenden Volkes kann, besonders bei längerer Dauer dieses Daseins, leicht eine Seelenstimmung, eine Art Traumzustand bei uns entstehen, in dem uns dieser gewaltige Krieg als etwas ziemlich Fernliegendes erscheint; als etwas, dessen Fortgang zu verfolgen zwar ganz interessant ist, dessen Einzelheiten uns aber im Innern nicht so packen, nicht so erregen, nicht so erschüttern, wie es sein sollte und auch sein würde, wenn wir irgendwie selbst noch mitten darin ständen.

Das bringt eine große Gefahr mit sich, gegen die wir ankämpfen müssen.

Denn je schwächer das Gefühl in uns wird, daß wir selbst es sind, die dort draußen und im Vaterlande drinnen beteiligt sind, umso mehr entfernen wir uns von dem, was unser Volk seelisch durchmacht, umso mehr werden wir damit seinem Empfinden fremd, um so weniger werden wir uns innerlich nachher, wenn wir endlich zurückkommen, in ihm wieder zurecht finden können. Die Gefahr besteht, daß wir unser eigenes Volk nachher nicht mehr verstehen!

Gewiß, unser Verstand läßt uns nicht vergessen, daß wir Deutsche und sogar deutsche Soldaten sind. Aber auf das kühle Wissen kommt es in dieser Beziehung weniger an als auf das warme Fühlen, auf das Mitempfunden mit ganzer Seele, auf das Mitdurchkosten jeder Angst und Sorge und Not — man denke z. B. an das Vordringen der Russen 1914 —, auf das Mitaufatmen und Mitjubeln bei glücklichen Ereignissen. Das sind die Vorgänge, in denen und durch die sich die Seele des Einzelnen wie des ganzen Volkes um- und ausbildet. Und wer an diesen Erlebnissen keinen oder nur verstandesmäßigen Anteil ohne erschütternde Aufwühlungen seines Gemütes nimmt, wird ein anderer werden oder bleiben, wie die sind, die das alles im weitesten Maße in den Tiefen ihrer Herzen mitempfunden haben.

Freilich, die wenigsten Leser werden es wahr haben wollen, daß für sie selbst diese Gefahr besteht, innerlich

unempfindlicher gegenüber den Ereignissen im Felde und in der Heimat zu werden. Aber ehrlich die Hand aufs Herz! Wenn wir heute von dem aufreibenden Frontleben in Schnee und Eis, von neuen Tausenden von gefallenen, Hunderten von gefangenen Deutschen lesen, erschüttert uns das auch nur andeutungsweise so, wie wenn wir noch selbst vor dem Feinde ständen? Und wenn wir hören, wie unsere Landsleute daheim — ähnlich wie in England, Rußland, Italien usw. — auch mit allerlei Ernährungsschwierigkeiten, mit schwersten Arbeitslasten zu kämpfen haben, empfinden wir das innerlich, selbst wenn wir unsere nächsten Angehörigen beteiligt wissen, auch nur annähernd so peinlich, so drückend, wie wenn wir selbst mit warten und uns selbst mit bescheiden und selbst mit quälen müßten? Wer sich gewissenhaft prüft und andere ehrlich beobachtet, wird zugestehen müssen, daß die Neigung, die Ereignisse so etwa vom Standpunkt eines Neutralen aus zwar nicht zu beurteilen, aber seelisch zu empfinden, durchaus vorhanden ist.

Das ist nun nichts Unnatürliches; im Gegenteil, es entspricht einfach der menschlichen Natur und vielleicht besonders der deutschen Seele, die bei ihrer ruhigeren Anlage nähere, stärkere, unmittelbare Eindrücke braucht, um aus dem alltäglichen Gleichgewicht zu kommen, als z. B. die französische und italienische. Aber wenn diese Verringerung der Stärke unseres Empfindens als Folgeerscheinung unserer eigenartigen Lage als Internierte auch natürlich ist, so ist sie deshalb doch nicht weniger gefährlich, entfernt sie uns deshalb doch nicht weniger von der neuen Lebensanschauung und -auffassung, zu der sich unsere Volksgenossen in diesem Kriege um unsere Freiheit, ja um unser Dasein unzweifelhaft hin entwickeln.

Und da wünschen wir alle doch ganz gewiß selbst nicht, in unserem eigenen Volke als innerlich Fremde zu stehen! Gerade wir Ausgeruhten und nach Möglichkeit Ausgeheilten sollen und wollen doch, wenn wir endlich wieder daheim sein dürfen, die eifrigsten bei der täglichen Arbeit und beim Neuaufbau des wirtschaftlichen und sonstigen Lebens sein! Aber wie leicht werden wir da fehl gehen und fehl greifen, wenn wir die allgemeine Lage, die allgemeine Stimmung, die allgemeine Lebens- und Weltauffassung der Unsrigen nicht kennen, nicht begreifen können. Um ein ganz naheliegendes Beispiel aus dem Leben zu geben: Wie wird das Verhältnis zwischen Mann und Frau werden, wenn der Mann die durch die Ereignisse dieses Krieges bei vielen Frauen so gänzlich veränderte Stellung im Gewerbe- und öffentlichen Leben, ihre veränderte Seelenstimmung, den andern Zuschnitt des häuslichen Lebens (z. B. auch in der Verpflegung) nicht versteht? Oder, wie soll es dem Heimgekommenen leicht fallen, sich vielleicht schwereren Lebens- und Arbeitsbedingungen zu unterwerfen, als er sie früher kannte, wenn er die Entwicklung, die zu solchen weniger freundlichen Zuständen geführt hat, nicht mit durchgemacht, mit durchempfunden hat?

„Aber“, wird der Leser sagen, „wenn das alles richtig ist — und ich muß schon zugeben, daß viel Richtiges daran ist — was sollen wir, was können wir dann tun, um den notwendigen Anschluß an die Gemütsverfassung

unseres Volkes nicht zu verlieren?“ Die Antwort auf die Frage lautet: „So viel wie irgend möglich alle Erlebnisse unseres Volkes innerlich mit erleben!“

Das kann nun nicht jeder einzelne aus sich selbst heraus. Denn dazu gehört ein aufmerksames, nicht oberflächliches Verfolgen der Vorgänge an den Fronten und daheim. Aber es gibt genug Leute unter uns, in erster Linie natürlich unter den Offizieren, die sich's zur Aufgabe machen können, die Kriegsvorgänge draußen und drinnen zu beobachten, um größeren Kreisen darüber Bericht zu erstatten, damit die Zuhörer die Fragen im Großen und die Sorgen im Kleinen nachempfinden können; die so berichten müssen, daß, wenn die Lösung dieser oder jener entstandenen brennenden Lebensfrage an einem späteren Tage mitgeteilt werden kann, ein Aufatmen der Erleichterung durch die Reihen der Kameraden geht; die so schildern, daß der Stolz uns hebt, wenn im Gegensatz zu den dunkleren Seiten der Ereignisse von Heldentaten oder Erfolgen auf diesem oder jenem Gebiet erzählt werden kann.

Männer, die das ausführen können, haben wir zur Genüge; die Fähigkeit, den reichhaltigen Stoff, den die Tage uns liefern, so darzustellen, wie im Vorstehenden angedeutet ist, findet sich sehr bald ganz von selbst, wenn das Herz nur bei der Sache ist. Und schließlich ist zur Berichterstattung ja auch die Verteilung auf zwei oder drei Berichterstatter (z. B. Landkrieg, Seekrieg, Vorgänge im Innern) nicht unmöglich. Natürlich müßten diese Übersichten in regelmäßigen Abständen gegeben werden und wahrheitsgetreu, nicht schöngefärbt oder gar in Vogel-Strauß-Manier; denn wir wollen ja gerade auch die Sorgen mitfühlen und haben andererseits nichts zu verdecken. Denn aus jeder Not fand sich bisher eine Rettung und wird sie sich auch in Zukunft finden; aber unsere Seelen sollen sie ebenso mit empfinden, mit durchkosten, wie die Freuden beim Erfolg.

Auch so werden wir ja freilich alles nur in starker Verdünnung noch zu empfinden vermögen. Aber zum wenigsten werden wir eine Ahnung von den Schwingungen unserer Volksseele erhalten und eine Annäherung an die Stimmungen daheim erzielen.

Gewiß, wir können an den Verhältnissen selbst so gut wie nichts ändern. Aber deswegen dürfen wir uns doch noch lange nicht gedankenlos dem Leben hier hingeben, das an den Winterstrapazen unserer Krieger oder an den Beschränkungen in der Heimat gemessen, nicht anders wie als Wohlleben bezeichnet werden kann. Sondern wir haben gerade wegen unserer so stark bevorzugten Lebenslage die heilige Pflicht, uns für die kommende Arbeitszeit im Vaterlande vorzubereiten. Und dazu gehört eben zweierlei. Einmal, daß wir uns allem willig unterziehen, was uns gesundheitlich fördern kann, uns außerdem nicht der Arbeit entwöhnen und uns im Beruf oder allgemein durch Unterricht so viel wie irgend möglich weiterbilden. Zweitens aber, daß wir auch innerlich in der Richtung der Lebensauffassung und Weltanschauung unseres Volkes mitschreiten, um ihm nicht später als halber Fremdling gegenüber zu stehen und damit einen guten Teil unseres Wertes für es zu verlieren.

Görecke. Hptm.



VII. In letzter Zeit uns bekannt gewordene Lagerveränderungen.

1. Ein Gefangener, der in Cette im Lazarett liegt, teilt uns mit:

Das Hospital in Castelnau-dary (16. Reg.) ist seit dem 3. Januar von Deutschen geräumt. Die letzteren befinden sich seit dem gleichen Datum im Hospital Nr. 33 in Cette (16. Reg.). [Ein zweites Hospital (Nr. 52) in Cette ist seit dem 6. März mit durchweg neu

aus der Front gekommenen deutschen Gefangenen belegt worden.

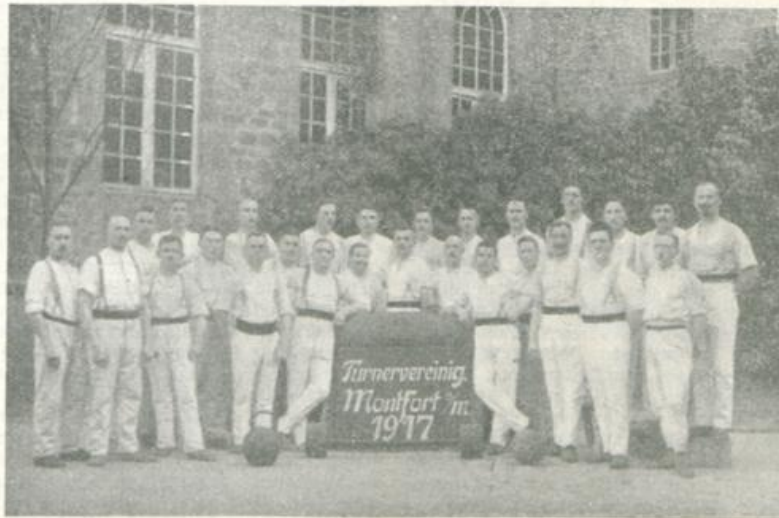
2. Asnières (8. Reg.). Das Depot, das im Dezember noch mit 1200 Gefangenen belegt war, hatte nach der Januaraufstellung des franz. K.-M. nur noch 106 Mann. Es ist inzwischen ganz aufgelöst worden.

(Jura, 7. Reg.), Chantier des Sept Laux b. Ferrière d'Allevard, [400 Mann] (14. Reg.).

Tamaris b. Alais (15. Reg.), Tronget b. Moulins (18. Reg.)

Le Villerêt b. Romans (14. Reg.), Val des Choues b. Dijon (8. Reg.).

Gr.



3. Ile de Sieck (11. Reg.). Das dortige Lager (Zivil-lager) ist aufgehoben.

4. Chagnat par Gerzat (13. Reg.). Die bis zum Dezember in Aulnat (Gerzat) und in Chagnat bestehenden Depots sind in Chagnat vereinigt worden.

5. Aurillac (13. Reg.). Dieses Depot hatte (am 16. 1. 17) neben deutschen Kriegsgefangenen ca. 300 österreichisch-ungarische Gefangene.

6. Das Depot von Barcelonnette (14. Reg.) besteht nicht mehr als solches; die Mannschaften sind, soweit nicht als Ordonnanzen zum Offizierslager Barcelonnette kommandiert, nach Romans übergeführt worden. Das zweite Offizierslager der 14. Reg. ist Fort Barraux bei Grenoble.

Die Depots von Bonnefont und Lannemezan (beide 18. Reg.) bestehen nicht mehr.

8. Durch unsern Bücherversand an Gefangene in Frankreich kamen wir mit vielen uns neuen Arbeitsdetachements zum ersten Male in Verbindung. Da es sich hierbei grobenteils um neugebildete Arbeitsplätze handelt, die als solche wenig oder noch gar nicht bekannt waren, führen wir dieselben nachstehend auf:

Arles (15. Reg.), Allogny b. Bourges (8. Reg.), Aubignan b. Carpentras (15. Reg.), Aiguillette b. La Seyne s. m. (15. Reg.).

Commentry b. Montluçon (13. Reg.), Clères b. Rouen (13. Reg.).

Dabisse b. Sistéron (15. Reg.).

Francourville b. Chartres (4. Reg.), Fumel b. Villeneuve (17. Reg.).

Génolhac b. Alais (15. Reg.).

Houville b. Chartres (4. Reg.).

La Jasse b. Alais (15. Reg.).

Macon (8. Reg.), May s. Orne (4. Reg.), Manosque, Det. Moulin de Neuf (Basses Alpes, 15. Reg.).

Pernes b. Carpentras (15. Reg.), Plémy b. Laudéac (10. Reg.), Plabennec b. Brest-Kériou (11. Reg.), Perrières (Calvados, 12. Reg.), Prunay-le-Gillon b. Chartres (4. Reg.), Pont de Chéry b. Lyon (14. Reg.), Poligny (Jura, 7. Reg.).

La Roquette (Calvados, 4. Reg.), Le Rivier d'Allemont (14. Reg.), Roussillon (15. Reg.).

Soigny b. Montmirail (6. Reg.), St. Nic b. Châteaulin (11. Reg.), St. Fons b. Lyon (14. Reg.), Salon (Bouches-du-Rhône, 15. Reg.), Saintes (Char.-Inf., 18. Reg.), Salins,

VIII. Bücherstiftungen.

Eine erfreuliche Stiftung von mehreren Hundert Bänden ging uns diese Woche zu. Herr Prof. Caro, Leiter einer deutschen wissenschaftlichen Anstalt in Athen, dort ausgewiesen, kam auf der Rückreise nach Berlin in unsere Bücherei und nahm so viel Freude über die Organisation mit nach Hause, daß er uns bald darauf eine Büchersendung durch den „Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben an kriegsgefangene deutsche Akademiker“ überweisen ließ. Die sorgfältige Auswahl der Bücher zeugt davon, daß Herr Prof. Caro Wert darauf legte, gerade aus seinem Studienggebiet des Altertums und der Archäologie die besten Werke für die Gefangenen auszuwählen, z. B.: Koch, Römische Geschichte; Gerke, Literaturgeschichte; Ziehen, Die Gedichte des Vergilius Maro; Wilamowitz, Griechische Tragödien; Pagenstecher, Apulien; Petersen, Athen; Schwabe, Griechische Novellen; Villehardouin, Die Eroberung von Konstantinopel; Dieterich, Hofleben in Byzanz; Herre, Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer; Lamer, Griechische Kultur im Bilde; Lamer, Römische Kultur im Bilde; Schwantes, Aus Deutschlands Urzeit; Zimmermann, Sizilien, 1 und 2; Puchstein, Führer durch die Ruinen von Pergamon, Skulpturen aus Pergamon; Puchstein, Führer durch die Ruinen von Baalbek, Skulpturen von Baalbek; Diels, Antike Technik; Schwartz, Kaiser Constantin und die christliche Kirche.

Wir hoffen gerne, daß uns auch aus anderen Fachwissenschaften ähnliche Stiftungen zugehen werden.

Wir erlauben uns darauf aufmerksam zu machen, daß die Büchersendungen am besten direkt an unsere Adresse gerichtet werden: Deutsche Kriegsgefangenenfürsorge, Bücherzentrale, Bern, Thunstraße 23.

Unter dieser Adresse gehen Sendungen bis 5 kg porto-, post- und frachtfrei; nur bitten wir, uns den Abgang einer Sendung durch Postkarte mitzuteilen.

St.

Im ganzen Monat April gingen uns, wie auch in den Vormonaten, reichliche Spenden, hauptsächlich Bücher, für die deutschen Kriegsgefangenen zu, für welche wir an dieser Stelle im Namen der fernen Empfänger danken.

Frau Bertha Reichel, Montmirail, Zeitschriften.

Alle-
Reg.)
Dijon
Gr.

Frau Professor Waser, Zürich, Bücher aus eigener Feder.
Frau Else Soffel, Bern, Bücher aus eigener Feder u. a.
Dr. Reichau, Berlin, Noten.
Kommerzienrat Otto Rosenfeld, Stuttgart, Schachspiele.
Verlag A. Sponholz, Hannover, Werke von Löns.
Verlag Oskar Beck, Verschiedenes.

Die Königliche Bibliothek Berlin, vier Kisten Noten
(die sehr willkommen waren, da sie die erwünschte Ergänzung zu den uns vom Roten Kreuz gespendeten Instrumenten darstellen).

Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben, Berlin, über 100 Werke wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts.

Alfred Ney, Pfullingen (Württbg.), 100 Bändchen „Weihnachten bei den Kriegsgefangenen“, 16 Hefte „Kriegersorgen“.

Dr. C. G. Heise, Hamburg, 119 Exemplare Tagore, „Sangesopfer“.

Ausschuß für kriegsgefangene deutsche Akademiker, Berlin, 13 Bücherserien für französische Lagerbüchereien.
Gr.



Die St. Galler Ausstellung von Arbeiten deutscher Internierter. 14. bis 17. April.

Noch waren emsige Hände damit beschäftigt, die in letzter Stunde angekommenen Arbeiten eines weit entfernt gelegenen Ortes aufzustellen, als Herr Oberstleutnant Dr. Steinlin, der Chef der Region St. Gallen-Appenzel,

ferner die eifrige Konkurrenz zwischen den Interniertenwerkstätten hervor und sprach von der Arbeitsfreudigkeit, die in den einzelnen Orten herrscht. Er erinnerte noch an den sehr starken Erfolg der Interniertenausstellung in Frankfurt a. M. und wies zum Beweise des Fleißes und der Leistungsfähigkeit der Werkstätten auf die Tatsache hin, daß, trotzdem dort vor kaum vier Wochen Waren



Interniertenausstellung St. Gallen.

die Ausstellung in feierlicher Weise vor einer großen Zahl von Ehrengästen, Offizieren und Mannschaften zu der festgesetzten Zeit, am 14. April, 3 Uhr nachm., eröffnete. In seiner Rede gab Herr Oberstleutnant ein Bild von der geistigen und beruflichen Tätigkeit der Internierten, von welchen die Schweiz z. Zt. rund 9000 Internierte deutscher Nationalität pflegt, wovon in der Ostschweiz allein 1360 Offiziere, Soldaten und Zivilisten weilen, die auf ca. zwanzig Orte verteilt sind. Außer in den verschiedenen Handwerken arbeiten viele Internierte auch in der Landwirtschaft, sind bei Bauern in Dienst getreten oder arbeiten auf eigens gepachtetem Boden für die Selbstversorgung der Region. Damit entlasten sie den allgemeinen Markt. Herr Oberstleutnant Dr. Steinlin hob

im Werte von rund 110000 Fr. abgesetzt wurden, heute schon wieder ein riesiger Vorrat zum Verkauf angeboten werden kann. Aber nicht nur die manuelle Arbeit darf auf schöne Erfolge zurückblicken. Von der Gelegenheit, sich an den Universitäten, an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, an den verschiedenen Gymnasien, technischen und Handelsschulen, auszubilden, machen die Internierten Gebrauch. In St. Gallen besuchen 120 Internierte die Handelshochschule, die Handelsschule des Kaufmännischen Vereins, des Instituts Dr. Schmidt und die Gewerbeschule; in Chur ist eine eigene Werkschule gegründet worden, in Schloß Hard eine landwirtschaftliche und Forstschule, die, von einem Deutschen eingerichtet, z. Zt. etwa 100 Schüler aufweist. Nicht unerwähnt ließ

der Redner die künstlerische Betätigung in der Malerei, Plastik und vor allem im Kunstgewerbe. Darauf dankte Herr Oberstleutnant Dr. Steinlin für die große Anerkennung, welche die bescheidene Schweizer Tätigkeit in Frankfurt gefunden habe und gab der Hoffnung Ausdruck, daß diese Tätigkeit bald in friedlicher Arbeit sich auf weiteren Ge-

freundlich und einladend. Alle Säulen waren mit Girlanden geschmückt und an den Wänden prangten die schwarz-weiß-roten Farben. Jede Werkstätte hatte ihren eigenen Stand und stellte sich dem Publikum durch ein Täfelchen vor. Da waren Spielwaren aus Oberwaid, reizende Schnitzereien aus Herisau und Heiden, Korbwaren



„Käthie soll leben, hoch!“ (Akt II, Szene 5.) Aus dem Schauspiel „Alt-Heidelberg“, von Internierten an den Unterhaltungsabenden der Ausstellung gegeben.

bieten der Kultur, des Aufbaues und Fortschrittes verbreiten könne. Dem Herrn Leutnant d. R. Lutz, dem ein Hauptverdienst um die Interniertenarbeit und die Ausstellung zukommt, sowie Herrn Konsul Steil aus Bern, widmete der Redner besondere Anerkennung.

Herr Ratsschreiber Dr. Bodemer entbot namens der Bevölkerung herzlichen Gruß und Willkommen. Er wies auf die Wohltat der friedlichen Arbeit nach dem rauhen Kriegshandwerk und harter Gefangenschaft hin; denn die friedliche Arbeit bildet das größte Glück im Leben. Er zollte ferner den Internierten die vollste Anerkennung für die Leistungen, von welchen er sich schon bei einem flüchtigen Gang durch die Ausstellung überzeugen konnte.

Herr Oberstleutnant Frhr. von Ziegesar sprach im Namen der Internierten der Schweiz, den Ärzten, der Hotellerie und allen, die an der Internierung mitgeholfen haben, die Tausende von Männern aus der Gefangenschaft befreit und sie wieder zur Freude an Arbeit und zu neuem Streben geführt haben, den wärmsten Dank aus. Er warf auch einen Blick in die Zukunft, in die Zeit des Friedens, in der der Haß uns verlassen haben werde und die Vernunft wieder gelte.

Herr Lt. d. R. Lutz schilderte im Auftrage der Interniertenbüros der Region St. Gallen-Appenzell den Werdegang der Idee zur heutigen Ausstellung und ihr Zustandekommen. Er wies ferner auf die großen Schwierigkeiten hin, mit welchen das Einrichten der Werkstätten, die Herbeischaffung von geeigneten Arbeitskräften aus den verschiedenen Regionen verbunden waren und bat, nicht alle Gegenstände, die ausgestellt sind, einer zu strengen Kritik zu unterwerfen, da es sich nicht um lauter Meisterarbeiten handelt, sondern in jedem Stücke, und sei es noch so unbeholfen angefertigt, den Drang nach Arbeit zu erblicken.

Nach dieser feierlichen Eröffnung, der u. a. Vertreter der St. Gallener Behörden und Herr Konsul Steil als Vertreter der Deutschen Gesandtschaft beiwohnten, machten die Teilnehmer einen Rundgang durch die Ausstellung, welche bereits von Besuchern gefüllt war. Schon der erste Blick des hellerleuchteten Saales der Tonhalle war sehr

aus Waldstatt, Chur und Disentis aufgebaut. Viel Bewunderung erregten die Arbeiten der Rorschacher Metallbearbeitungswerkstätte und gar alles staute sich vor den Zimmereinrichtungen der Internierten-Tischlerwerkstätte zu Heiligkreuz. Nicht minder Beachtung verdienten die Lederarbeiten aus Weggis. Von höchster Kunst und Vollendung zeugten die Arbeiten der orthopädischen Anstalt in Stansstad, obwohl manchem Zivilisten bei deren Ansicht ein leichtes Gruseln überkam. Großes Interesse fanden auch die Produkte der Handweberei aus Entlebuch, die durch zwei Soldaten vor den Augen des Publikums in ihrer Entstehung vorgeführt wurden. Nicht unerwähnt möchte ich lassen die Maler und Bildhauer, deren Schöpfungen zum Teil viel Anklang fanden. Vor dem Sommerkämpfer blieb mancher stehen, und es hätte ihn gern jeder als Andenken an die große Zeit mitgenommen, wenn nicht die Finanzen das Hauptwort zu sprechen gehabt hätten. Verraten darf ich jedenfalls, daß er einem Schweizer Oberstleutnant in die Augen stach und von diesem Herrn erworben wurde.

Damit die Besucher der Ausstellung von den Strapazen der Besichtigung ausruhen konnten, haben Herr Oberstleutnant Dr. Steinlin und Herr Lt. d. R. Lutz in vortrefflicher Weise für Ausfüllung der Ruhepausen gesorgt, indem sie bekannte internierte Theater- und Musikkräfte der verschiedenen Regionen während der Dauer der Ausstellung nach hier kommandieren ließen und sie zu Aufführungen und Vorträgen verpflichteten. An jedem Nachmittag gab es im kleinen Saale ein anderes geschmackvoll zusammengestelltes Programm zu hören und das zahlreiche Publikum spendete lebhaften Beifall. Allerliebste nahmen sich in dem täglich vollbesetzten Saale die weiß gekleideten jungen Damen der Gesellschaft aus, welche den Gästen gegen Entrichtung von 2 Fr. Tee und Gebäck aufsahen. Außer den Nachmittagsdarbietungen wurden auch noch Abendunterhaltungen eingeschoben.

Eine besondere Weihe wurde dem Kunstabend am Montag verliehen durch das Erscheinen Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Alfons von Bayern mit Gefolge, welche allerhöchste Herrschaften es sich nicht nehmen ließen, auch dem „Bunten Abend“ am Dienstag beizuwohnen.

Den Schluß der wohlgelungenen Ausstellung bildete ein gemeinsames, einfaches Mittagessen von fast allen Internierten der Region St. Gallen-Appenzell in der Tonhalle unter dem Vorsitze Sr. Kgl. Hoheit.

Herr Oberstleutnant Dr. Steinlin dankte dem hohen Gaste für seine Anwesenheit, welchen einzuladen zu einem solch einfachen Essen (Suppe, St. Galler Bratwurst mit Krautsalat und Torte) er zuerst kaum gewagt hatte. Ferner dankte der Redner allen Internierten, die zum Gelingen der Ausstellung beigetragen hatten, in herzlichen Worten und spornete sie alle zur weiteren Tätigkeit an. Er sprach auch dem Prinzen gegenüber seine Zufriedenheit über die Führung der ihm unterstellten Internierten aus und schloß seine Rede mit einem Hurra auf den Prinzen, den König von Bayern und auf das benachbarte schöne Bayern.

Se. Kgl. Hoheit Prinz Alfons begrüßte in markigen Worten die anwesenden Internierten und übermittelte ihnen die Grüße des Kgl. Hauses von Bayern. Er ermahnte die Internierten zur weiteren guten Führung, sie dabei erinnernd an die großen Opfer, die z. Zt. die Kameraden an Gut und Blut an der Westfront zu bringen haben. Dann dankte der Prinz in herzlichen Worten der Schweiz für deren Liebeswerk und brachte ein Hoch aus auf dieses segensreiche Land, den Bundesrat und auf das biedere Schweizer Volk.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß sich die Ausstellung täglich eines kolossalen Besuches aus allen Kreisen der Bevölkerung St. Gallens erfreute, und daß der finanzielle Erfolg, soweit bis jetzt zu übersehen ist, alle Erwartungen übertroffen hat. Fleissner, Lt. d. R. im 5. bayr. I.-R.

Chur.

Unterrichtskonferenz.

Am 16. April fand im Hotel „Marsöl“ eine Regionallehrerkonferenz zur Besprechung der Neuorganisation der Unterrichtskurse im Bezirk Chur und Ragaz statt. Außer dem Leiter der Unterrichtskurse, Herrn Prof. Dr. Söhner, und den Hauptlehrern der Internierungsstationen waren der dirigierende Sanitätsoffizier Herr Hauptmann Dr. Schmidt, Herr Hauptmann Arpogans, Herr Hauptmann Rath und alle Hilfsoffiziere und Kommandanten der Region anwesend. Zur Besprechung lag vor der Entwurf der Deutschen Gesandtschaft über die Neuorganisation des Unterrichts. Die eingehenden Schilderungen der Zustände in den einzelnen Internierungsorten machten von vornherein den Gedanken an eine einheitliche strikte Durchführung des Entwurfes hinfällig. Überall war das mögliche geleistet worden. Interessant und lehrreich war es, zu hören, wie man auf den verschiedenen Stationen den örtlichen Verhältnissen entsprechend segensreiche Einrichtungen ins Leben gerufen hatte, deren Schilderung hier zu weit führen würde, und wie die Offiziere in allen ihren Anordnungen das Wohl der Internierten und edle vaterländische Ziele im Auge behielten. Höher als der Unterricht, dessen Wert man nicht verkannte, wurde fast durchweg die körperliche Arbeit eingeschätzt, dabei aber dem Unterricht das lebhafteste Interesse entgegengebracht. Alle sind Soldaten, alle sind gleich und alle sollen arbeiten und zur Arbeit erzogen werden, sei es nun in Werkstätten, im Walde, auf dem Felde, in der Fabrik oder in der Schule. Den örtlichen Verhältnissen ist weitgehend Rechnung zu tragen. Die Einrichtung des Unterrichts ist den Hilfsoffizieren und Hauptlehrern der jeweiligen Stationen zur freien Regelung überlassen, nur wird um allseitiges Interesse für die Unterrichtskurse gebeten. In der Zwangsfrage entschied man sich für freiwillige Unterordnung unter die Hauptgrundsätze und Verordnungen und unterstützte die Ertelung von Prämien und Zeugnissen. Herr Oberlehrer Lips von Chur gab zum Schlusse noch lehrreiche Anregungen über Methode und Ziele des Unterrichts. Die Verhältnisse im Bezirk Chur sind von der Gesandtschaft als „ausgezeichnet“ gewertet worden. E. Bl.

Rechtsauskunft.

Fortzahlung der Löhnung an Kriegsgefangene. In Kriegsgefangenschaft geratene oder vermißte Mannschaften

verlieren mit Schluß des laufenden Monatsdrittels den Anspruch auf Löhnung für ihre Person. Es kann jedoch die Fortzahlung der Löhnung — ganz oder teilweise — an Angehörige bewilligt werden, und zwar an die Ehefrau und die Kinder, wenn diese bedürftig sind, an Eltern, Großeltern, Geschwister, Geschwisterkinder und Pflegekinder, wenn diese bedürftig sind und von dem Kriegsgefangenen wenigstens überwiegend unterstützt wurden.

Falls Angehörige vorhanden sind, bei denen diese Voraussetzungen zutreffen, tun diese am besten, sich zunächst von der Ortsbehörde ihres Wohnortes eine Bescheinigung darüber geben zu lassen, und reichen dann unter Beifügung dieser Bescheinigung ein Gesuch um Fortzahlung der Löhnung ein. Das Gesuch ist bei der Infanterie an den Kommandeur des Bataillons zu richten, dem der Gefangene bzw. Vermißte im Felde zuletzt angehört hat, bei der Artillerie an den Kommandeur der betreffenden Abteilung, bei der Kavallerie an den Kommandeur des betreffenden Kavallerieregiments.

Den Angehörigen von Offizier- und Beamtenstellvertretern kann nur die dem Dienstgrad (Feldwebel, Vizefeldwebel, Sergeant usw.) entsprechende Löhnung bewilligt werden.

Angehörigen von in der Schweiz internierten Mannschaften kann unter den in obigen Voraussetzungen (Satz 2, 3) die Differenz zwischen der in der Schweiz zahlbaren Friedenslöhnung und der Kriegsbesoldung ausgezahlt werden, und zwar von dem Truppenteil, dem der Internierte bei der Gefangennahme angehört hat.

Die Bewilligung der Löhnung erfolgt in der Regel frühestens einen Monat nach der Gefangennahme oder dem Vermißtsein.

Bewilligungen zu Gunsten der kriegsgefangenen Mannschaften selbst (Löhnung) sind nur in besonderen Ausnahmefällen statthaft, da für den Unterhalt derselben der feindliche Staat zu sorgen hat. Maßgebend ist hierbei auch die Bedürftigkeitsfrage. Nur werden hier, soweit ich weiß, noch weitergehende Anforderungen gestellt, da der Kriegsgefangene gegen die größte Not durch den ihn von dem feindlichen Staat zu gewährenden Unterhalt usw. geschützt ist.

Für kriegsgefangene oder vermißte Offiziere gelten ähnliche Bestimmungen. Sie verlieren den Anspruch auf Gehalt erst mit Ende des Monats (nicht Monatsdrittels), in dem sie gefangen oder vermißt sind. Über diese Zeit hinaus darf indessen von den Kommandobehörden (Divisionskommandeur) das reine Gehalt ($\frac{7}{10}$ der Kriegsbesoldung) oder ein Teil desselben bewilligt werden, wenn der Unterhalt von Angehörigen (Ehefrau und eheliche oder legitimierte Abkömmlinge) daraus bestritten werden soll. Für die Höhe der Bewilligung gibt der Grad der Bedürftigkeit den Anhalt. Sogenannte Kriegsgetraute sind hiervon nicht ausgenommen. Im übrigen gelten die gleichen Bestimmungen wie für die Mannschaften. Dr. A.

Semesterschluß der internierten deutschen Studenten in Bern am 2. März 1917.

Es war ein gemütlicher schöner Abend, der die deutschen Studenten in Bern zum letzten Mal in diesem Semester zur Kneipe im Hotel Jura zusammenführte. Semesterschlußkneipe! Ein ganz eigenartiger Klang liegt in diesem Worte, und man muß Student gewesen sein, wenn man ihn heraushören will. Ein Semester liegt hinter uns, das erste wieder nach mehr als zweijähriger Unterbrechung. Wohl für jeden von uns war es eine große Freude, als im Herbst 1916 die Kunde kam: das Studium darf wieder aufgenommen werden. Und als wir dann endlich unsern Universitätsstädten zueilen durften, da war vielleicht manchem so ums Herz wie einem Fuchsen, der eben das Pennal verlassen hat und nun seine Schritte zur Musenstadt lenkt, um Student zu werden. Wir wollten durch unsere Kneipe die Beendigung dieses „ersten“ Semesters feiern, und ich glaube, die Feier ist gelungen. Gleich von Anfang an herrschte ein fröhlicher Ton, so daß unsere zahlreich erschienenen Gäste sich sicher wohlgeföhlt haben. Die üblichen Reden fehlten natürlich auch an diesem Abend nicht; aber rühmend sei an ihnen her-

vorgehoben, daß sie kurz und desto inhaltsreicher waren. Einige Mitglieder des hiesigen Stadttheaters, die uns schon mehrmals durch ihren Besuch erfreut haben, trugen durch Vorträge ernster und heiterer Art in dankenswerter Weise zum guten Gelingen des Abends bei. Nur wurde allgemein bedauert, daß dem Lied „Ach wie so trügerisch...“ keine weiter gefolgt sind. Wir hätten gern noch mehr gehört. Daß daneben das Kommersbuch nicht vergessen

wurde, versteht sich von selbst. Manch schönes Kommerslied ist im Laufe des Abends gesungen worden. Und als dann endlich allgemein aufgebrochen werden mußte, da gingen wohl alle mit dem Bewußtsein nach Hause, daß sich die deutschen Studenten Frohsinn und Humor auch durch Krieg und Gefangenschaft nicht haben nehmen lassen. Möge sich das zweite Semester in Bern würdig an das erste anschließen.



Professor Caspar René Gregory gefallen *).

Wer hat ihn in Leipzig nicht gekannt, den damals schon fast 70jährigen Gelehrten, der zu Beginn des Krieges stolz den Soldatenrock anzog, um auch mitzuwirken an dem Kampfe um die Ehre und Zukunft unseres Vaterlandes, für das sein Herz so heiß schlug! Ein Alter an Jahren, aber ein Junger an freudiger Begeisterung, meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und setzte es trotz mancher Schwierigkeiten durch, daß er an die Seite aller derer treten durfte, die zu den Fahnen eilten, um Blut und Leben einzusetzen im Kampfe gegen Deutschlands Feinde. Einer der Unverdrossensten und Eifrigsten, ertrug er die Anstrengungen der militärischen Ausbildung mit dem nie ermüdenden Frohsinn, der eine seiner Haupteigenschaften war. Und nur, als die Kameraden hinausgezogen ins Feld und er, der Ältere, nicht sofort ihnen folgen durfte, packte ihn das Opfer als höchste Ziel galt, er ruhte nicht, bis auch er im Schützengraben stand. Manchen heißen Kampf hat er mit Auszeichnung überstanden. Und auch die Freude wurde ihm, daß er das Eisene Kreuz an seine Brust heften durfte und daß er zum Offizier befördert wurde. Zeitweise in die Etappe versetzt, drängte es ihn immer wieder an die Front; Gefahren und Anstrengungen galten ihm nichts. Rücksichtslos setzte er sich selbst ein, ein Vorbild sogar für die Jüngeren. Und nun ist auch er ein Opfer des Krieges geworden. Am 10. April wurde er in einer der vordersten Linien der Westfront schwer verwundet und ist bald darauf seinen Verletzungen erlegen. So hat er mit dem Tode besiegelt, was sein Innerstes so stark bewegte, die Liebe und Treue zum deutschen Vaterlande, das ihm, dem geborenen Amerikaner, die zweite und eigentliche Heimat geworden war.

Caspar René Gregory stammt aus Amerika. Er wurde am 6. November 1846 in Philadelphia geboren. Sein Vater war dort Privatschulvorstand und Vizepräsident des Girard-Collegs. Seine Ausbildung genoß er in den Bildungsanstalten seiner Heimat, namentlich auf den Universitäten zu Philadelphia und Princeton. Zum Studium der griechischen Handschriften des Neuen Testaments unternahm Gregory Anfang der 80er Jahre Reisen nach England, Schottland, Irland, Rom, Paris und Wien. 1884 habilitierte er sich an der Leipziger Universität, 1889 wurde er zum außerordentlichen Professor, 1891 zum ordentlichen Honorarprofessor in Leipzig ernannt. Neben seiner Lehrtätigkeit entwickelte Gregory große Regsamkeit auf Studienreisen, die ihn nach Palästina, Rußland, Griechenland und in die Türkei führten. In den Jahren 1895, 1898 und 1901 hielt er während der deutschen Universitätsferien in seiner amerikanischen Heimat zahlreiche Vorlesungen. Vom Herbst 1911 bis zum April 1912 unternahm er eine große Vortragsreise durch die ganzen Vereinigten Staaten und durch

*) Den Leipziger Neuesten Nachrichten entnommen.

Kanada. Seine wissenschaftlichen Arbeiten brachten ihm den dreifachen Doktorhut der Theologie, der Rechtswissenschaft und der Philosophie ein. Gregorys Vorlesungen und Übungen bezogen sich in erster Linie auf die verschiedenen Disziplinen des neuen Testaments; er trug aber gern auch über allgemein religiöse und soziale Fragen vor, z. B. über „Volksgeist und Religion“ und „Christentum und Gesellschaft“. Es war einer von den Gelehrten, die neben ihrer Wissenschaft eine möglichst warmherzige Beziehung zum Volksleben gepflegt haben. Gregorys wissenschaftliches Spezialthema war die neutestamentliche Textkritik. Hier war er wie kaum ein anderer Fachgelehrter ebenso gründlich wie allseitig bewandert, und man darf wohl sagen, er hat auf diesem schwierigen Gebiete Epochemachendes geleistet. Wissenschaftliche Energie und emsigsten Gelehrtenfleiß bekundet auch sein stattliches und sehr geschätztes Werk „Einleitung in das Neue Testament“. Mit aller Gründlichkeit und Unbefangenheit ist er da den letzten Spuren neutestamentlichen Schrifttums nachgegangen. Gregory tritt in diesem Buche mit rein wissenschaftlichen Gründen für die Echtheit der johanneischen Schriften ein und weist insbesondere das vierte Evangelium mit allem Nachdruck dem Jesusjünger Johannes zu. Gregory war eine frische, lebenswürdige Persönlichkeit, ein großer Freund eines unermüdeten „zu Fuß“ und kräftiger körperlicher Abhärtung. Seit 1886 war er mit Lucy Watson Thayer, der Tochter eines amerikanischen Theologieprofessors, verheiratet. Seine Todesanzeige hat er selbst, ehe er in den Kampf zog, aufgesetzt und unter die offen gelassene Stelle des Todestages die charakteristischen Worte gesetzt: „Seine Familie soll nicht Trauer anlegen, soll nicht trauern, sondern froh sein, daß er in Gott ruht. Beileidsbesuche werden dankend abgelehnt. Er läßt allen Freunden und Bekannten Lebewohl und auf Wiedersehen sagen.“

Novembernacht vor Messines.

Von Gefr. A. Stuckmann.

In jener Novembernacht war es still und trüb. Die Nebel flossen dicht durch Felder und Büsche und schieden uns vom treibenden Leben. Die Abendsterne verblichen, die Kuppel des Himmels senkte sich und von Zeit zu Zeit lief eine gewaltige Erschütterung um den begrenzten Horizont. Unsere schweren Mörser beschossen Messines.... Wir lagen in langen Reihen im feuchten Stroh, die nassen Mäntel drückten auf der Brust und unsere Gedanken liefen ferne Wege. Unmerklich floß das Blut unter den Verbänden hervor, die trotzige Kraft und der wilde Mut des letzten Sturmes waren gewichen.... Wir waren schon weitab vom vergangenen Tage. Weitab vom Wege, den wir in Schicksals Hand durch das fremde Land gezogen waren. Uns winkte die Heimat wieder. Aus verschleierter Ferne war sie nahegerückt wie eine lichte Landschaft nach dem Gewittersturm. In der Abendsonne blinkten die Scheiben des Elternhauses, die Mutter war dort und in

ihren Augen glänzten die Tränen der Freude und des Dankes. Unsere lieben Berge leuchteten blau und klar, der weite See aber dunkelte und zitterte noch vom verwehten Sturm....

Still lagen die dunklen Gestalten im Stroh. Ein Rascheln hier und dort, ein verhaltenes Stöhnen, ein schweres Auf-

richten des Leibes... Kameraden gingen die Reihen entlang und brachten zu trinken. In weiter Ferne flackerte schwaches Maschinengewehrfeuer auf und verstummte wieder. Marschierende Kolonnen sangen ein vertrautes Lied in unsere Träume hinein. Dichter floß der Nebel in der Novembernacht...



Unsere erfolgreichen Flieger.

1. Leutnant Frankl †.
4. Leutnant Böhme.

2. Rittmeister v. Richthofen.
5. Generalleutnant v. Hoepfner,
kommandierender General der Luftstreitkräfte.

3. Leutnant Baldamus.
6. Feldwebel Manscholl.



Weißer Nacht.

Schönheit und Trauer trägt die weiße Nacht,
Die herbe Fremdheit winterlicher Haube,
Die Felder schlummern unter schnee'ger Pracht
Und glitzern in kristall'nem Silberstaube.

Des Mondes Sichel steht in scharfem Kreis.
Am Kreuzweg schauern stumm die alten Föhren.
Ein Bach schluchzt irgendwo — und ringt im Eis —
Das klingt wie Sterben, das sich möchte wehren...

Willi Skribbe (Int.).

Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

Vom Gesicht des Freundes glitten Heydebreegs lachende Augen bis zu den Stiefeln: „Oben hui, unten pfui!“

Blind von Ruß, naß von Fett und Wasser war das Schuhwerk des Freundes, der doch in glitzernder Schärpe und neuem Paletot stand und um den vierkantigen blonden Kopf sauber und gepflegt wie immer war.

„In Speck und Dreck fährt sich's am schnellsten, Heyde“

Dabei reckte Barenheim den Kopf, und im Blick der blauen Augen spürte der Freund neben dem Scherz auch den Stolz einer Waffe, der schwarzen Waffe.

„Na, heute fährst du als Postkutscher und bist als Obdachloser mein Gast bei Tisch, wenn wir überhaupt noch zu essen bekommen. Wir warten auf die Herren vom Gefolge und von den Stäben, die in der Admiralskajüte keinen Platz finden. Aber nun“ — er hob ärgerlich die Augen zu der Signalfolge — „wird wohl über der Kritik der letzte Rest von Genießbarem einschmoren. Gratuliere übrigens zu deiner Dreistigkeit. Daß der Kommandantenruf gerade an dich gerichtet war, kann ich mir kaum vorstellen.“

Barenheim schob den Unterkiefer vor: „Den Schüchternen beißen die Hunde!“

Der Freund spitzte die Lippen zu einer Miene von Ernst und Wichtigkeit: „Es soll übrigens Personalveränderungen geben.“ In einem Nicken senkte er dabei die Augenlider mit scherzhaft herablassender Miene als Mann, der schon einen halben Tag den Großen des Reichs nahe lebte und darum von ihren Geheimnissen wissen durfte. Er fuhr fort: „Und da du unser Crewältester bist...“

Mit hastigem Winken der Hand mußte er vorläufig Abschied nehmen, denn am Fallreep legte die Barkasse des Kommandanten der „Hannover“ an. Der Wachoffizier hatte ihn zu empfangen.

Durch die Fahrstraße zwischen Düne und Geschwader sah Barenheim sechs andere Boote flitzen. Unter der Kapuze am Heck saß aufrecht in jedem einer der fast jugendlich straffen Kapitäne zur See in den vierziger Jahren. Wohl tanzten und rollten die Nußschalen auf und nieder, aber steif, gerade, unbeweglich, meist die Arme vor der Brust verschlungen, hielten sich die Herren, gestützt vom Bewußtsein und der Würde der Kommandogewalt.

Fast in einer Gruppe stiegen sie die Stufen hinan. Nach dem Gruß an den Wachoffizier, an I. O. und an Barenheim fragten sie nach dem Geschwaderchef, der sie vor den Kaiser zu führen hatte.

Heydebreeg gab Auskunft: „Exzellenz ist bei Majestät auf der Schanze!“

„Bauen wir uns in Schweite auf“, schlug einer vor, aber der dicke Kapitän von Vincke bat „einen Augenblick“, denn er versuchte noch die Finger der Linken in den Handschuh zu quetschen. Der baumlange Erfel griff in die Tasche: „Mit Nummer 19 kann ich aushelfen!“ Da gesellte sich der Kommandant des „Burggraf“ zu seinen Kameraden: „Wir sollen warten, bis Exzellenz nach uns schickt.“

Barenheim sah, daß der Kapitän ähnlich wie vorher Heydebreeg schmunzelte — als Mann, der tun durfte, als lebe er seit einem halben Tag im Vertrauen der Großen der Erde. Die Kommandanten plauderten. Nur der dicke Vincke stieg die Treppe zum Oberdeck hinauf. Bald beugte er von oben den Kopf über die Geländerkette: „Pst!“

Dazu winkte er den Herren, ihm zu folgen und deutete mit dem Zeigefinger gegen das Heck, als gäbe es dort Interessantes, wahrscheinlich den Kaiser im Gespräch mit den Admiralen, zu sehen.

Gleich sank das Reden zum Flüstern. Die Kommandanten folgten dem Wink. Heydebreeg wendete sich zum Freund: „Gehen wir auch, aber auf die andere Seite!“

Barenheim ließ sich durch das Halbdunkel des Aufbaus bis an die Tür zur Schanze führen. Durch ihren offenen Rahmen sahen sie über die Steue bordseite des Achterdecks hinweg. Die andere Hälfte der Schanze verbarg der achtere Turm mit den Riesenhälsen der gegen den Flaggenstock ragenden Geschütze.

Vor dem rechten, ihnen fernsten Rohr mußte der Kaiser stehen, denn vor dem Mund des linken sahen sie die vier Admirale, steif in dienstlicher Haltung mit den Gesichtern gegen Backbord. In kurzen Worten schien immer einer der vier Antwort oder Auskunft auf Fragen des Kaisers zu geben. Der Staatssekretär, klobig und derb wie eine Reckengestalt der Wikingerzeit, reichte fast bis zur Höhe des Geschützes mit dem Zweizack des langen Graubartes, an dem wie im zornigen Groll der Wind aus Nordwesten von England zerte. Kleiner war sein Nachbar, der Chef des Ersten Geschwaders und Vertreter des erkrankten Führers der Hochseeflotte, und der corpulente Kommandant von Helgoland hätte wohl zu einem Blick ins Gesicht des Hünen den Kopf in den Nacken werfen müssen. Auf gleicher Höhe mit den Augen des Staatssekretärs aber sahen aus vierkantigem Gesicht die des schlanken Konteradmirals ohne Paletot, der am linken Flügel der älteren Herren im Winkel zu ihnen mit dem Gesicht zu den Geschützen stand. Seit etwa einer Minute sprach er nun. Die Absätze scharf zusammengelegt, die ganze biegsame, sehnige Gestalt eine gefällige gerade Linie, neben der steif der linke Arm hing, schien er sich doch vom Eifer ersten und eindringlichen Redens hinreißen zu lassen. Oft hob er die Rechte mit den gekrümmten beiden ersten Fingern vor die Brust und ließ sie, um einer Behauptung Nachdruck zu leihen, mit energisch scharfem Schlag wieder fallen. Auch die Stimme klang dann lauter.

Der Staatssekretär unterbrach, wendete sich zunächst nach vorn und dann mit unmutig ärgerlichem Kopfschütteln nach links zu dem Herrn ohne Paletot. Der Konteradmiral neigte den Körper vor und lauschte den Vorwürfen mit einem Gesichtsausdruck, in dem die schuldige Achtung vor höherem Dienstalter sich mit persönlicher Verehrung für den Großadmiral mischte. Er schien mit sich kämpfen zu müssen, ehe er sich überwand, dem Meister und einstigen

Lehrer zu widersprechen. Dann tat er es mit Entschiedenheit.

Bis zu den Freunden in der Tür hinter dem Turm klang das „Nein, ich muß gehorsamst um Entschuldigung bitten, Exzellenz“, mit dem er wieder das Wort ergriff.

„Ein Kerl ist dein Namensvetter doch“, flüsterte Heydebreeg.

Trotziger als sonst schob Barenheim zum Widerspruch den Unterkiefer vor. Aber er wollte gerecht sein.

„Ne Lippe riskiert er, aber muß es als Inspekteur des Torpedowesens auch können. Ist übrigens interessant zu sehen, wie die Front vor Majestät mit dem Amt um ihre Rechte ringt oder Forderungen durchzusetzen versucht. Augenscheinlich verlangt er etwas, aber der Staatssekretär ist dagegen, und der Kaiser läßt die beiden die Streitfrage ausdreschen. Ich denke, neue Unterseeboote will er haben.“

„Dann bekommt er sie, Barenheim. Ihr habt eins mit dem Namen gemein: Ihr erreicht, was ihr wollt.“

Die vier Admirale hoben die Hände und traten, Finger an den Mützen, gegen das Geländer zurück. Dort, wo sie gestanden hatten, hielt der Kabinettschef Vortrag. Der Staatssekretär führte den Chef des Torpedowesens nach hinten gegen den Flaggenstock. Barenheim glaubte im Gesicht des Konteradmirals zu lesen, daß er den Meister, dem er beim Schaffen der schwarzen Waffe einst einer der eifrigsten, ergebensten und fähigsten, obschon jüngsten Gehilfen gewesen war, um Entschuldigung bat, nachdem Pflicht und Gewissen ihn zum Widerspruch gezwungen hatten. Der Großadmiral hielt die Hände vor den Hüften auf den Leib gestemmt. Als ob er nur mit halben Ohren lausche, starrte er am Sprechenden vorbei auf die weite schwankende, graue Wiege der schwimmenden Burgen und Bastionen von Stahl, erbaut, geformt und bewehrt von ihm auf Geheiß des kaiserlichen Herrn, um die Flagge an den Masten zu neuer Herrlichkeit zu tragen. Was mochte er schauen, wenn er — jetzt etwas bitter — so nach Nordwesten den Blick des Träumers und Sehers von kühnem, großem Planen richtete? Klug hatten die Augen Gefahren im Keimen gesehen, und klar, ohne Haß, aber auch ohne Furcht, die Lippen einem Volk gesagt, wo sein mächtigster und entschiedenster Gegner sitze. — Lange ehe das störende Gezänk der Schreier und Schreiber begann, hatte seine emsige stille Arbeit der keimenden Gefahr, die keimende Macht gegenübergestellt. Um der Nation die Groschen für Abwehr künftiger Sorge und Not abzurufen, war er zu einem Werber um Liebe für Flotte und Seemacht geworden, bis nun oft schwärmerische Begeisterung ihm größere Opfer als die geheischten bot.

„Heyde, wenn ich den Staatssekretär sehe, glaube ich stets die Tragik eines Soldatenschicksals zu spüren.“

„Bara, du hast einen Quirl im Kopf. Was das Amt an Traurigkeit zu verzapfen hat, muß die Front schlucken, oder richtiger: die Front schluckt überhaupt nichts mehr, seit das Amt ihr die Tafelgelder beknapfen ließ.“

„Du kommst mir entgegen, Heydebreeg. Er war doch der leidenschaftliche Soldat und Mann der Front, aber mußte ihr fernbleiben, nicht nur, um als Organisator am Schreibtisch zu hocken und im Parlament zu feilschen, sondern auch noch gar der Front, in der sein Herz blieb, das Leben sauer zu machen. Denkst du nicht, er hätte lieber die Hochseeflotte geführt statt sich anbebeln zu lassen?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zürcher Märchen.

Von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Die Freunde zeigten ein verändertes Wesen und vermieden es in auffallender Weise, von dem Gegenstand ihrer gemeinsamen Verehrung zu sprechen, wogegen Hans von dritter Seite einmal hörte, Konrad Graf werde bald mit Stadtsäckelmeisters Vefa Hochzeiter sein, und von vierter, nein, diese habe sich nun doch für den hablicheren Georg entschieden.

Unterdessen kam der Winter. Die Fensterauslagen der Geschäfte bekamen weihnachtlichen Anstrich, und es war insbesondere an den langen Abenden ein mächtiger Verkehr von Leuten in den Straßen der Stadt, welche ihre Festeinkäufe besorgten. Auch Vefa Kölliker war fleißig auf den Beinen; denn ihre Herrin, die Frau-Säckelmeister, hatte nicht weniger als zwei Dutzend Patenkinder und war sonst eine gütige christkindliche Frau, die um diese Zeit das Einkaufende und Gebende in großem Stile übte. Ihre junge Magd liebte ihr dazu eine geschickte und Vertrauen verdienende Hand.

„Ach“, seufzte Vefa, halb im Übermut, halb in wirklicher Hast, als sie eines Abends bei Einnachten vor das Bäckerfenster kam, „was ist das für ein Geheize in diesen Tagen. Man spürt abends seine Beine kaum mehr.“

„Wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten, Jungfer Vefa?“ lud Hans Koller ein, den ein Zufall in diesem Augenblick an die Auslage gebracht, und mit mehr Eindringlichkeit fügte er hinzu: „Der Wind beißt doch heute mächtig in der Gasse, und ein kleines Niedersitzen wird Ihnen sicherlich auch nicht schaden.“

Vefa zuckte zwar die Achseln und sagte, um's Himmels willen nein, sie hätte keine Zeit. Nach einigem Widerstreben aber ließ sie sich doch nötigen und bog am Fenster vorbei durch die Haustür und den im Flur gelegenen Ladeneingang zu Hans herein, der rasch eine noch weißere Schürze umgenommen und mit seiner ebenso sauberen Bäckermütze nun ein Urbild von Blankheit und Freundlichkeit war.

Mit einem zweiten vergnügten „Ach“ ließ das Mädchen sich auf das runde Rohrstuhlchen nieder, das der Bäcker ihr hinschob, nahm den Deckelkorb vor sich auf die Knie und begehrte einige Brötchen für die Abendtafel. Ihre Backen färbten sich schön apfelrot, ihre Augen schauten zugleich lustig und späherisch nach dem vor Erregung schneebleichen und zittrigen Hans aus. Dieser hatte sogleich bemerkt, daß Vefa einen schönen, aus farbiger Wolle gestrickten und am Halse mit seidenem Band zugeknöpften Umhang trug, über dessen Ursprung er kaum im Zweifel sein konnte.

„Das hält aber gut warm, Jungfer Vefa, was Sie da anhaben“, sagte er mit unsicherer Stimme, während er die verlangten Brötchen in eine Düte steckte.

(Fortsetzung folgt.)

Dürers Meisterstiche.

Von Untffz. Ribmann, Weggis.

(Fortsetzung.)

Das zweite Blatt führt in die Enge des „Gehäuses“ zu dem gelehrten und nachdenklichen Hieronymus, der die Bibel aus dem Urtext ins Lateinische übersetzt. Wie kommt der Löwe in die Stube? In der Einsamkeit der Wüste schlich einst der König der Tiere in die stille Klausur des Heiligen, der ihm einen Dorn aus der Tatze zog. Seit dieser Stunde folgte ihm die dankbare Bestie wie ein frommes Haustier.

Mitten hinein in den Zauber der deutschen Stube, des deutschen Wohngemachs zu Ausgang des Mittelalters stellt uns Dürer. Fest und wohlumschlossen ist der Raum von aller Außenwelt. Drei Seiten rahmen das liebliche Bild. Links ein die Decke stützender Pfeiler, oben der dunkle Balkenzug und unten eine Stufe mit dem Wall der Tiere, den Wächtern des Friedens. Unendlich viel des Schönen gilt es zu entdecken. Hier eine Wandbank mit schwellenden Polstern und dickleibigen Folianten. Da ein kräftiger, altväterlicher Eichentisch mit Kruzifix und Schreibpultchen; eine verschobene zweisitzige Bank; an der Wand und auf dem Wandbrett ein weitrandiger Pilgerhut, Schere, Leuchter, Balsamflaschen, eine Schachtel mit allerlei nützlichen Hausmitteln; ein zugeschobenes Schränkchen; ein prächtiger Kürbis, der lustig an der Decke baumelt. Behaglich blinzelt der Löwe und ruhig schläft der treue Hund. Auch hier die Sanduhr, der Totenkopf, der ein leises „memento mori“ andeutet. Und doch so ganz anders als in der schaurigen Felsschlucht. Hier ist Sonne und Leben, hier wohnt Eintracht und Zufriedenheit.

Grundwohl wird uns, wie dem glückseligen Alten, der gar leicht übersehen werden kann, nachdem er den Hut an den Nagel gehängt, die schweren, dicksohligen Ausgehantinen mit leichten, bequemen Hausschuhen vertauscht

Und ringsumher der goldene Zauber der Sonne, der durch die kleinen, bleiumfaßten Butzenscheiben dringt, in den Kringeln der Fensterwand leise erzittert, sich über Bank und Tisch und Boden ergießt, höchstes Licht und



„Hieronymus im Gehäuse“.

und unter den weichen Kissen eines gewählt. Auf dem ehrwürdigen, zweifels- und skrupelfreien Antlitz strahlt der innere Friede. Die Rechte führt den Kiel und schreibt und schreibt aus dem reichen, innigen Gottesglauben heraus.

Schatten erzeugend, und endlich im Widerschein die gemaserte Holzdecke umfließt gleich einem Bächlein, in dem die strahlende Sonne sich spiegelt, das im dunklen Walde murmelnd über Steine dahinfließt. —
(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung der „Deutschen Internierten-Zeitung“:
Professor Woltereck, Hermann Hesse und Leutnant Sticks, Bern, Thunstraße 23.